
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 40. 1893.

## Mein und Dein.

Novelle von **Paul Blumenreich**.

1. (Nachdruck verboten.)

Lange nach Mitternacht war es. Selbst in dem vornehmen, mit Vorliebe von der Lebewelt besuchten Weinrestaurant war die Luft schwer, dunstig, raucherfüllt, und die leuchtenden Hufeisen in den elektrischen Glühlampen schienen trüber und trüber zu werden. Die meisten Tische waren bereits leer, die Tafeltücher befleckt, die Speisekarten zerknittert oder verlegt; schläfrig und theilnahmlos standen die Kellner umher.

In einem der kleinen, nahezu abgesonderten Räume, in welche das große, prachtvolle Lokal zerfällt, war noch eine laute, lustige Gesellschaft beisammen. Ein hübscher junger Mann mit etwas verlebten Zügen führte das große Wort. Nach seinem ganzen Wesen und Gebahren schien er ein gewesener Offizier. Er hielt den Kopf, obwohl ihn kein hoher Stehkragen mehr dazu nöthigte, steif und aufrecht, sein Haar war bis in den Nacken gescheitelt, wie es auch nach vorn sorgfältig über die Ohren in das Gesicht gestrichen war. Ferner trug der blonde Schnurrbart ganz unverkennbare Spuren jener rastlosen Pflege, die blos der Offizier ihm widmet. Nur das Monocle fehlte; aber der Eindruck wurde durch diesen Mangel nicht verändert. Unter den übrigen anwesenden Herren befanden sich auch ein Hauptmann und ein Premierlieutenant in Uniform.

Offenbar hatte man ein erlesenes und kostspieliges Mahl verzehrt. Reste eines ausgewählten Nachtisches, Erdbeeren, Ananas und Eis, standen noch herum. Dazu war Sekt getrunken worden. Man genirte sich nicht, war laut und lärmend, und bestellte noch immer darauf los. Es gab jedenfalls eine stattliche Rechnung.

Niemand von der Gesellschaft beachtete, daß ein junger Mann, allein in einem Nebenzimmer sitzend, die Gruppe unausgesetzt beobachtete. Vor ihm stand eine fast geleerte Flasche Rothwein. Es war ein blasser Mensch mit hageren, markirten Zügen, dunklen, unruhig funkelnden Augen und üppigem Haarwuchs.

Mit finsterer Miene betrachtete er die Zechenden. Seine Kleidung war schlicht, seine Hände ungepflegt; er paßte ganz und gar nicht in diese prunkhaften Räume.

Jetzt zahlte er aus einem kleinen, abgegriffenen Portemonnaie, und der geringschätzig lächelnde Kellner glaubte zu bemerken, daß dasselbe außer dem entnommenen Fünfmarkstück nichts enthielt.

Drüben rief eben der Wortführer: „Ach was, wenn man das Heute recht genießt, ist man besser gestählt für das fatale Morgen!"

Man antwortete spöttisch, neckte und scherzte. Jetzt klangen die Gläser zusammen.

Dem finsteren Beobachter war es entgangen, worauf getrunken wurde. Endlich brach man auf. Man wollte noch in ein benachbartes Café gehen. Auch der junge Mann nahm seinen



Der erste Einkauf. Nach einem Gemälde von Fr. Sonderland. (S. 315)

Ueberzieher, einen noch gut erhaltenen Rock, aber von der billigsten Sorte.

Der seltsame Gast schwankte ein wenig; offenbar war er den schweren Wein nicht gewöhnt.

Draußen, auf dem Bürgersteig der Leipzigerstraße, ziemlich dicht vor dem reichlivrirten, aber schläfrigen Portier, strauchelte er. Er stolperte nämlich über etwas, was hier mitten auf den feuchten Quadern lag. Es war eine Brieftasche. Lange konnte sie noch nicht hier liegen; denn so mitten auf dem Wege wäre sie selbst von den spärlichen Passanten oder dem schläfrigen Portier sicher bemerkt worden.

Der junge Mann hob sie auf. Zuerst machte er eine Bewegung, als wolle er umkehren, um den Fund in dem Restaurant abzugeben. Aber endlich schritt er weiter — er wollte die Tasche doch erst ansehen. Ohne Zweifel gehörte sie Jemand von der lustigen Gesellschaft.

Der glückliche Finder trat zur nächsten Laterne und besah die Tasche. Es war ein Prachtstück, aus Alligatorhaut gefertigt, und keinerlei Metallverschluß war daran sichtbar, weil auch der Drücker, vermittelst dessen die Tasche zu öffnen, überzogen war. Das Schloß gab übrigens leicht nach; innen zeigte sich eine Fütterung von crêmefarbiger Seide und nur zwei Abtheilungen. Für einen Geschäftsmann wäre diese Tasche wenig rathsam gewesen. In der kleineren, für Visitenkarten bestimmten Hälfte fanden sich, flüchtig hineingeschoben, einige Hundertmarkscheine, eine Postquittung, ferner zwei Billets für die morgige Vorstellung im Opernhause, ein Friseurabonnement und ein Rezept — keine Karte, kein Name. Und jetzt öffnete der Finder die größere Abtheilung — Banknoten, Tausendmarkscheine — ein ganzes Packet, von einem gedruckten Streifen zusammengehalten. Der junge Mann las: „Reichsbank. 10,000 Mark."

Er war langsam weitergegangen, um nicht aufzufallen. „Nein," sagte er sich, „solche Summe darf man nicht dem Portier oder dem Kellner anvertrauen! Das muß bei der Polizei deponirt werden!"

Mit zitternder Hand zählte er, zählte noch einmal: es waren neun Stück Tausendmarkscheine; der zehnte war offenbar eben gewechselt worden, den Rest enthielt das kleine Täschchen.

Neuntausend und einige hundert Mark. Soviel Geld hatte der Mann niemals beisammen gesehen! Kaum den zehnten Theil davon hatte er jemals im Besitz gehabt oder auch nur berührt. Und heute — gerade heute! Nach diesem Tage!

Andere warfen das Geld buchstäblich auf die Straße, und für ihn — ja, für ihn wäre es mehr als Geld, mehr als das Leben — eine noch ungenossene neue Welt!

Mit dämonischer Lebendigkeit gingen die Ereignisse des heutigen Tages an seinem Sinne vorüber, während er die noch immer belebte Friedrichstraße in der Richtung des Halle'schen Thores hinaufschritt. Wie er heute früh vor seinem Chef stand, um ihm seine Zeichnungen zu einer neuen Setzmaschine ohne die Fehler und Mängel der zahlreichen bisher konstruirten, zu erklären. Jedes Kind mußte begreifen, wie lebensfähig die Sache war. Der fleißigste und geschickteste Setzer verarbeitet in einer Stunde nicht mehr als zweitausend Typen, und die neue Maschine sollte bei ruhigstem Gange reichlich achttausend, also das Vierfache, ganz nach Bedarf aneinanderreihen. Dabei waren Irrthümer um so mehr ausgeschlossen, als dieselbe Maschine auch das Ablegen besorgte. Die einzige Schwierigkeit, das Bedienungspersonal zu schulen, hatte seine Erfindung mit jedem, mehr oder weniger komplizirten Mechanismus gemein; aber das ließ sich bald überwinden. Und wie bequem würde künftig der Setzer vor seinem Apparat sitzen — kein Bleistaub, keine Fußleiden vom Stehen mehr, und vierfach so viel korrekten Satz! Er, der Erfinder, hatte Jahr und Tag neben der großen Massendruckpresse gestanden, hatte gesehen, wie die Menschenhilfe immer entbehrlicher wurde. Heute schnitt und zählte und falzte die Maschine — sie besorgte das Auffangen und Gleichstoßen der Bogen, die sie sich selbstthätig aufgelegt hatte. Früher, da war zu jeder dieser einzelnen Verrichtungen eine Menschenkraft erforderlich, wenn auch nur die eines Mädchens; heute bediente er mit einem Lehrling den ganzen, gewaltigen Apparat — so weit war die Technik der Druckmaschine vorgeschritten. Nur drinnen, im Setzersaal, da war Alles beim Alten geblieben. Höchstens, daß einmal ein neuer Winkelhaken konstruirt wurde, oder daß man die Formen praktischer und leichter „schloß"! Aber das eigentliche Setzen der Schrift, dieses unsagbar eintönige Hin und Her des Armes, dieses Greifen nach jedem Punkt, nach jedem „Gänsefüßchen" und das Drehen der Type in der Hand und das Anfügen und Anpassen jeder einzelnen an die andere — das war sich seit Menschengedenken gleich geblieben.

Er aber, der Maschinenmeister, der oft viertelstundenlang müßig stehen durfte, wenn seine Pressen im Gange waren, er hatte durch die großen Glaswände geschaut, Jahr um Jahr, und hatte diese ertödtende Arbeit des Setzens beobachtet. Und in seinem regsamen Hirn ward der rastlose Arm zum Hebel, den er von einem anderen Punkte aus lenkte und über den Setzkasten hinfliegen ließ, immer eine Type nach der anderen hebend und sie zum Ganzen fügend mit nie geahnter Schnelligkeit. Zum Hebel aber fügte sich ein Excenter und zu diesem Rad auf Rad, und eines Tages stand die neue Setzmaschine fertig vor seinem inneren Auge, und er begann zu zeichnen.

Unzählige schlaflose Nächte hatte er an die Arbeit gesetzt; bisweilen berauschten ihn kühne Hoffnungen, er sah sich unter den bedeutendsten Erfindern der Gegenwart, sah seinen Namen einer dankbaren Nachwelt überliefert. Dann wieder überkamen ihn Zweifel, auf welche die todte Zeichnung keine Antwort wußte. War doch das Problem schon oft seiner Lösung nahe gewesen, und die Praxis zerstörte immer wieder die Hoffnungen des Erfinders! Aber er, Ernst Möhring, ermattete nicht. Er ersann neue Verbindungen, Vereinfachungen, Sicherungen für den Betrieb.

Und endlich schien ihm seine Erfindung völlig reif. Allerdings, nun fehlte ihm die Kleinigkeit von einigen tausend Mark, um ein Modell zu bauen. Aber sollte sich sein Prinzipal, ein zwar nicht reicher aber wohlsituirter Druckereibesitzer, nicht bereit finden lassen, das für ihn verhältnißmäßig kleine Kapital zu wagen? Konnte er doch damit zum steinreichen Mann werden, sein eigenes Geschäft dadurch zu ungeahnter Höhe entwickeln! Wie gern wollte Ernst Möhring den künftigen Gewinn theilen, sah er nur erst einmal seine Maschine leben und arbeiten!

So war er heute Vormittag voll stolzer Zuversicht vor seinen Chef getreten. Aber der sonst gutmüthige Mann verlachte ihn. Warum blieb er, Möhring, nicht auf seinem guten Posten, den er vortrefflich ausfüllte, und ließ die Maschinen und ebenso die Setzer, wie sie waren? Alle Welt war ja zufrieden, im Maschinen- wie im Setzersaale!

Möhring kannte seinen Brodherrn als tüchtigen Geschäftsmann; doch hatte er nicht in Betracht gezogen, daß der geistige Horizont dieses Mannes eben über den seines Geschäfts nicht hinausreichte. „Sie wissen ja doch, Herr Bohnemann," sagte er, mühsam seine Erregung bekämpfend, „daß die Welt fortschreitet, daß Alles verbesserungsfähig ist — daß wir früher mit armseligen Handpressen druckten, und daß damals auch lange Zeit kein Mensch daran gedacht hat, diese schwere Arbeit einer Maschine aufzubürden ..."

„Na, das will ich ja nicht bestreiten," versetzte Bohnemann, „nur kann ich kein Geld ausgeben für Versuche und Projekte, die ich nicht nöthig habe und von denen ich nichts verstehe. Ich bin mit den Leistungen meiner Setzer recht zufrieden, und Sie wissen ja selbst, es geht Alles ganz gut so, wie es jetzt geht."

Bohnemann hatte freilich Recht, mit den Dingen zufrieden zu sein, wie sie waren. Auch er war nur Maschinenmeister gewesen und hatte sich durch Fleiß, und begünstigt durch einige Glücksfälle, zur Wohlhabenheit emporgearbeitet.

„Es handelt sich doch nicht allein um Ihr Geschäft," versuchte Möhring einzuwenden, „es handelt sich um eine Erfindung von weitragender Bedeutung!"

„Ach was, mir handelt sich's zunächst um mein Geschäft," beharrte der Chef; „mit den Erfindungen ist das so 'ne Sache! Das Papier ist geduldig! Wer weiß, was Sie dahin gezeichnet haben, und ob Ihre Rechnungen stimmen."

Möhring wußte, daß seine Ansätze richtig waren. Hatte er doch nicht nur so in die Luft hinein konstruirt, sondern gestützt auf ein tüchtiges technisches Wissen. Daß er heute nur Maschinenmeister einer Druckerei war, ließ keinen Maßstab zur Beurtheilung seiner Kenntnisse zu. Er hatte eine Ingenieurschule in Sachsen mit Auszeichnung absolvirt. Aber eben, als er in's Leben treten sollte, starb sein Vater. Und da fiel dem jungen Mann die schwere Aufgabe zu, Mutter und Geschwister zu ernähren. Dazu aber durfte man nicht wählerisch sein, mußte nach dem Nächsten, Besten greifen, das sich bot. Und einmal hineingerathen in diese sozusagen subalterne Laufbahn, hieß es ausharren, bis sich eines Tages eine wirkliche, durchgreifende Verbesserung seiner Lage ergeben würde.

Aber Bohnemann nahm sich ja gar nicht die Mühe, seinen Plan auch nur zu prüfen. Er bedurfte ja keiner Setzmaschine, und somit war sie für ihn abgethan.

„Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrer Erfindung," sagte er schließlich fast grob, „ich bin zufrieden mit dem, was ich habe, und so sollten Sie es auch sein! Ich kann Ihnen nur einen Rath geben: stecken Sie die Pläne in's Feuer! Sie werden Sie nur unzufrieden und unglücklich machen — weiter nichts, sage ich Ihnen! Sie werden Niemand finden, der sein Geld riskirt auf eine Sache, die schon hundertmal probirt wurde und die vollkommen überflüssig ist, denn die Setzer sollen arbeiten — dazu sind sie da!"

Außer sich vor Zorn und Beschämung war Möhring gegangen. Ja, wie einem Narren hatte man ihm die Thür gewiesen! Auf der Treppe begegnete ihm Ottilie, die schöne Tochter seines Prinzipals. Und in diesem Augenblicke war ihm, als müsse er verrückt werden. Denn in seinen geheimen Träumen hatte er sich nicht nur bereits als Socius Bohnemann's gesehen, sondern auch als dessen Schwiegersohn.

Vom ersten Augenblick an hatte dies schöne Mädchen sein Herz rascher schlagen gemacht. Aber verständig und Herr seiner selbst, wie er war, ließ er die berückende Vorstellung nicht aufkommen. Das reiche, verwöhnte Wesen war ihm unerreichbar. Erst, als er einst in später Nachtstunde vor den nahezu fertigen Entwürfen zu seiner Setzmaschine saß, da beflügelte seinen Geist die eine Vorstellung: „Wenn Dir das glückte! Ottilie wäre Dir erreichbar — Du dürftest Deine Hand nach ihr ausstrecken!"

Und es schien glücken zu wollen! Und mit

Allgewalt überfluthete diese berückende Vorstellung sein einsames Herz. Nun aber — nun war Alles, Alles zu Ende! Freilich, seine Erfindung behielt ihren Werth, auch wenn Karl Bohnemann nicht daran glaubte, nichts davon wissen wollte. Aber woher das Kapital nehmen — woher? Einige tausend Mark mußten es immerhin sein. Seine Verwandten waren arme Handwerker; seine Freunde bessere, leidlich gebildete, aber ganz mittellose Leute. Da war Niemand, an dessen Thür zu klopfen er auch nur versuchen konnte. Auf einen glücklichen Zufall warten? Vielleicht fand sich ein solcher im Laufe der Zeit. Inzwischen aber würde die Hand der vielumworbenen, schönen Ottilie längst vergeben sein. Allenfalls blieb ihm noch die Chance, seine schwer verdienten Ersparnisse für Zeitungsinserate auszugeben, für eine kleine Anzeige in den endlosen Annoncenbeilagen der großen Berliner Tageszeitungen. Vielleicht liest Jemand das kleine Inserat und lächelt darüber. Geld für eine Erfindung auf's Spiel setzen! Ein armer Teufel, wie er, dachte Möhring schließlich, sollte nichts wagen, nichts versuchen: „Und Bohnemann hat am Ende Recht, Du bist ein Narr!“

Wie zerschmettert war er in den ihm sonst so vertrauten Maschinensaal gekommen. O, wie sollte er nur weiter leben mit so ganz zerbrochenen Flügeln, mit so ganz zerstörten Hoffnungen!

Aber noch war ja nicht Alles verloren. Einen Versuch mußte er wenigstens noch wagen; das war er seiner Arbeit schuldig. Nachmittags hatte er sich für eine Stunde dienstfrei gemacht und einen der bekanntesten „Patentanwälte“ aufgesucht. Der Mann, der ihm entgegentrat, mißfiel ihm gründlich. Wie sonderbar sein Blick über die Zeichnung hinwegglitt — gleichsam, als nähme er davon Besitz Und wie er dann an jenem entscheidend wichtigen Konstruktionstheil, an jenem excentrischen Hebel haften blieb, auf dessen Thätigkeit eigentlich die ganze Maschine beruhte! Es war, als wollte sich der Beschauer Form und Verhältniß, Stellung und Bedeutung dieses Theils tief in's Gedächtniß prägen, um sie nie mehr zu verlieren . . . Und als der Mann nun gar verlangte, die Zeichnung solle ihm zu eingehender Prüfung längere Zeit überlassen bleiben, da war es Möhring gewesen, als höre er einen unsichtbaren Warner, und mit einer an Ungezogenheit grenzenden Hast rollte er seine Entwürfe zusammen und eilte davon.

Nein, bestehlen sollte man ihn nicht! Und würde das nicht vielleicht jeder Sachverständige thun, dem sein Plan vorläge? Denn die bestimmende Idee desselben war ja ureinfach. Da brauchte man nur zuzugreifen, wenn's so bequem aufgetischt wurde . . . Nie und nimmermehr würde er sich bestehlen lassen!

Am Abend war er nach Schluß der Druckerei nicht wie sonst nach Hause gegangen, um zu lesen oder zu arbeiten. Er fürchtete sich, mit sich selbst allein zu bleiben. Wohin aber sollte er sich wenden? Sein Sinn war zu schwer, um in irgend ein Vergnügungslokal, in ein Spezialitätentheater, in ein Konzert zu gehen.

Endlich hatte er einen Einfall. Gestern, als er das saubere Duplikat seiner Zeichnungen vollendet, hatte er sich gesagt: „Das ist eine Flasche guten Weines werth.“ Und nun wollte er in seiner ganzen Verbitterung diese Flasche Wein trinken, einen recht schweren, theuren Wein!

Noch immer aber wußte er nicht recht, wohin. Er war nach der Leipzigerstraße gerathen. Da erinnerte er sich, daß Ottilie ihn einmal nach einem renommirten Weinrestaurant in dieser Straße sehr angelegentlich gefragt hatte. Ob es anständig sei — kostspielig — von welchem Publikum besucht? Natürlich wußte er ihre Fragen nicht zu beantworten. Wie hätte er dazu kommen sollen? Ein Glas echtes „Münchener“, das war der höchste Trinkexceß, den er sich leistete. Uebrigens war er auch sehr verwundert über Ottiliens Frage gewesen. Sie erklärte ein wenig verlegen, sie möchte doch auch wissen, wie es in solchem eleganten Lokal aussehe und zugehe. Der Vater besuche auch immer nur Weißbierkneipen.

Das fiel ihm jetzt ein, und die Erinnerung erschien ihm wie ein Wink des Schicksals.

So hatte er jenes Weinrestaurant betreten. Und als er jetzt, die gefundene Brieftasche in der Hand, die nächtige Friedrichstraße entlang ging, erschien es ihm in seiner überreizten Stimmung wirklich, als hätte ihn die Hand der Vorsehung dahin geführt. Zwar war er vollkommen nüchtern geworden beim Anblick des Geldes — jede Spur des Weinnebels war verflogen, aber in starker Erregung befand sich sein Hirn.

Und er dachte zurück, suchte gewissermaßen die Verbindung zwischen dem Heute und Gestern

Wie hätte Ottilien dieses ausnehmend feine Lokal gefallen! Da kamen thörichte Schlemmer hin, welche ihr Geld sinnlos vergeudeten, welche nicht einmal so viel Verstand behielten, um auf ein Vermögen zu achten, das sie bei sich trugen. Diese Art von Leuten warf das Geld buchstäblich auf die Straße. Und wenn nicht — der Verlustträger hätte es vielleicht noch in dieser Nacht verspielt oder es in einer anderen unwürdigen Weise verschleudert. Und ihm, der es jetzt in der Hand hielt —

Und plötzlich, wie vom Blitz getroffen, blieb er stehen. Zum ersten Male kam ihm der Gedanke: „Wenn Du das Geld behieltest — es anwendetest, um Dein Modell zu bauen! Binnen Kurzem — nach wenigen Monaten, könntest Du es sicher zurückgeben! Hat es Dir nicht der Himmel gesendet, dieses Geld?“

Nun geht er wieder ganz ruhig weiter. Gewiß, er hat zu viel Wein getrunken; wie könnte er sonst solch' verrückten Einfall haben — er, der in den Begriffen strengster, ja philiströser Rechtlichkeit erzogen und groß wurde! Natürlich wird er das Geld gleich morgen früh bei der Polizei abgeben.

Aber fast gegen seinen Willen arbeitet seine erhitzte Phantasie weiter und weiter. Derjenige, der es verlor, ist offenbar ein reicher, junger Lebemann. Wie gesagt, solche Leute verspielen ähnliche Summen in einer Nacht. Jener würde das Geld unschwer verschmerzen. Und wenn nicht, so wäre es eine heilsame Lehre für ihn.

Aber natürlich — er muß das Geld trotzdem zurückgeben. Er wird es auch thun!

Die Vorstellung jedoch, wenn das Geld sein wäre, die kann er nicht ganz los werden. Sofort würde er sich sein Modell bauen. Ganz deutlich sieht er es vor sich — er sieht die Maschine arbeiten, und er selber sitzt davor und spielt auf der Klaviatur, und dahinter steht Herr Bohnemann und weiß sich vor Staunen nicht zu fassen.

Es bliebe ihm, wenn die Konstruktion des Modells mit diesem gefundenen Gelde vollendet wäre, noch immer Geld genug, um einen Raum zu miethen und einen Gasmotor aufzustellen. Natürlich ließ er sich seine Erfindung patentiren, und wäre dann in längstens einem Jahre in der Lage, das Geld mit Zinsen zurückzugeben.

Wieder bleibt er wie erstarrt stehen. Diesmal vor Schreck über sich selbst. Er rechnet ja, als ob das Geld sein wäre, als ob er mindestens ein Anrecht darauf hätte. Die Brieftasche scheint einen unheimlichen Zauber auf ihn auszuströmen. Schon faßt er sie, um sie wieder auf die Straße zu werfen. Aber das wäre doch zu thöricht! Wer weiß, in welche Hände sie gelangt; auch hat er Anspruch auf den gesetzlichen Finderlohn. Er steckt die Brieftasche wieder ein.

Nun kommt er nach Hause. Er wohnt in einer der langen, stillen Nebenstraßen vor dem Halle'schen Thore, im Hofe, drei Treppen hoch. In der Wohnung ist noch Licht, und man hört eine Nähmaschine klappern.

Wahrhaftig, Frau Breyer und Frida, ihre Tochter, arbeiten noch! Und es ist mindestens zwei Uhr.

Seine Wirthin, Frau Breyer, ist eine Wittwe mit winziger Pension, welche mit Hilfe ihrer Tochter noch zwei jüngere Kinder ernährt. Sie plagen sich redlich, oft bis in die Nacht hinein; aber heute ist es doch schon gar zu spät.

Als er den Schlüssel in's Schloß der Korridorthüre steckt, kommen sie Beide heraus, Mutter und Tochter. (Fortsetzung folgt.)

---

## Der erste Einkauf.

(Mit Bild auf Seite 313.)

Dem allerliebsten kleinen Mädchen auf Fr. Sonderland's Genrebild „Der erste Einkauf“, das unsere Leser auf S. 313 finden, ist ein Mißgeschick begegnet, das sie freilich nicht sonderlich zu bekümmern scheint. Man hat sie zum ersten Male ausgeschickt, um allein beim Krämer einen Einkauf für die Mutter zu machen, und ganz stolz hat sie diesen Auftrag ausgerichtet. Beim Heraustreten aus dem Laden purzelt sie jedoch auf der letzten Stufe zur Erde, wobei die Düte mit den erhandelten Erbsen sich öffnet und ihren Inhalt umherstreut. Letzterer bietet den schnell herbeiflatternden Tauben so willkommene Atzung, daß unsere Kleine von ihrem ersten Einkauf wohl nicht viel nach Hause bringen wird.

---

## Kämpfende Hengste.

(Mit Bild auf Seite 316.)

Bei den Heerden wilder Pferde in Südamerika, wie auch in den großen Gestüten in Rußland, Polen und Ungarn, wo mitunter mehrere Tausende von theils zahmen, theils halbwilden Pferden gezüchtet werden, kann man zur Paarungszeit oft erbitterte Zweikämpfe zwischen den Leithengsten und fremden Rivalen beobachten. Der angreifende Hengst jagt meist zuerst erhobenen Schweifes an dem anderen vorüber und schlägt im Laufe mit den Hinterfüßen nach ihm, seine Mähne sträubt sich, dann macht er Kehrt und nähert sich dem Gegner. Endlich stoßen sie aufeinander (siehe unser Bild auf S. 316), beißen und schlagen sich und suchen einander niederzuwerfen. Erst nach längerem Ringen entscheidet es sich, wer von den beiden Kämpen der stärkere Theil ist und als Sieger aus dem Streite, wobei oft gehörige Wunden empfangen werden, hervorgeht.

---

## Metropolit Philipp und Zar Iwan der Grausame.

(Mit Bild auf Seite 317.)

Die letzten zwölf bis fünfzehn Jahre der Regierung des Zaren Iwan II. Wassiljewitsch (1534—1584), zubenannt: der Grausame, weisen eine solche Menge von Greuelthaten aller Art auf, daß er dadurch alle Tyrannen überboten hat, deren Namen in den Annalen der Weltgeschichte mit blutigen Zügen verzeichnet sind. Lange hatte der vom Volke als Heiliger verehrte Metropolit Philipp noch einen gewissen Einfluß auf den Herrscher, indem dieser sich seinen Mahnungen mehrfach zugänglich zeigte. Als nun zuletzt die an Wahnsinn grenzenden Unthaten des Tyrannen alles Maß überstiegen, wagte der Metropolit ein äußerstes Mittel, ihn vielleicht noch zur Besinnung zu bringen, indem er ihm vor allem Volke in der Kirche den priesterlichen Segen verweigerte (siehe das Bild auf S. 317). Zuerst war der Wütherich auch in der That wie niedergeschmettert, dann aber trug der Zorn in ihm den Sieg davon: er ließ den Greis seiner Würden berauben und hierauf im Kerker erdrosseln. Zar Iwan selbst starb nicht lange darnach am 17. März 1584, nur vierundfünfzig Jahre alt, nachdem Leidenschaften und Ausschweifungen das Maß seiner Kräfte erschöpft hatten.

---

## Die Handschrift Seiner Durchlaucht.

Eine heitere Geschichte von **Robert Habs-Randau.**

(Nachdruck verboten.)

Es war im Juni des Jahres 1716. Unfern des Waldweges, der von Dessau nach dem Dorfe Kühnau führt, handhabte eine flinke Dirne im leichten Gebüsche eifrig die Sichel, um ihren Tragkorb mit duftendem Buschgras zu füllen. Die Schöne hatte dabei das weiße Kopftuch tief in das Gesicht gezogen, so daß man nur die Nasenspitze und die munteren braunen Augen sah — trotzdem aber wußten die beschwingten Plagegeister des Waldes ihr beizukommen, denn plötzlich fuhr sie mit dem ärgerlichen Ausruf in die Höhe: „O, über diese verwünschten Mücken!"

„Warte Sie, Jungfer, ich werde dem Gesindel mit Dampf zu Leibe gehen," entgegnete flugs vom Pfade her eine fröhliche Stimme, und durch Kraut und Kletten stapfte ein stattlicher Grenadier schnurstracks auf das junge Mädchen los.



**Kämpfende Hengste.** (S. 315)

„Guten Tag, Jungfer," grüßte der Kriegsmann höflich, als er angelangt war. „Nun soll Sie gleich sehen, wie die Racker Reißaus nehmen."

Und gleichzeitig ließ er aus der kurzen Thonpfeife eine solche Rauchwolke aufsteigen, daß die Mücken in der That mit unwilligem Summen bei Seite wichen.

Aber war's nun dieser Rauch oder war es etwas Anderes — dem Mädchen traten plötzlich zwei große Thränen in die Augen.

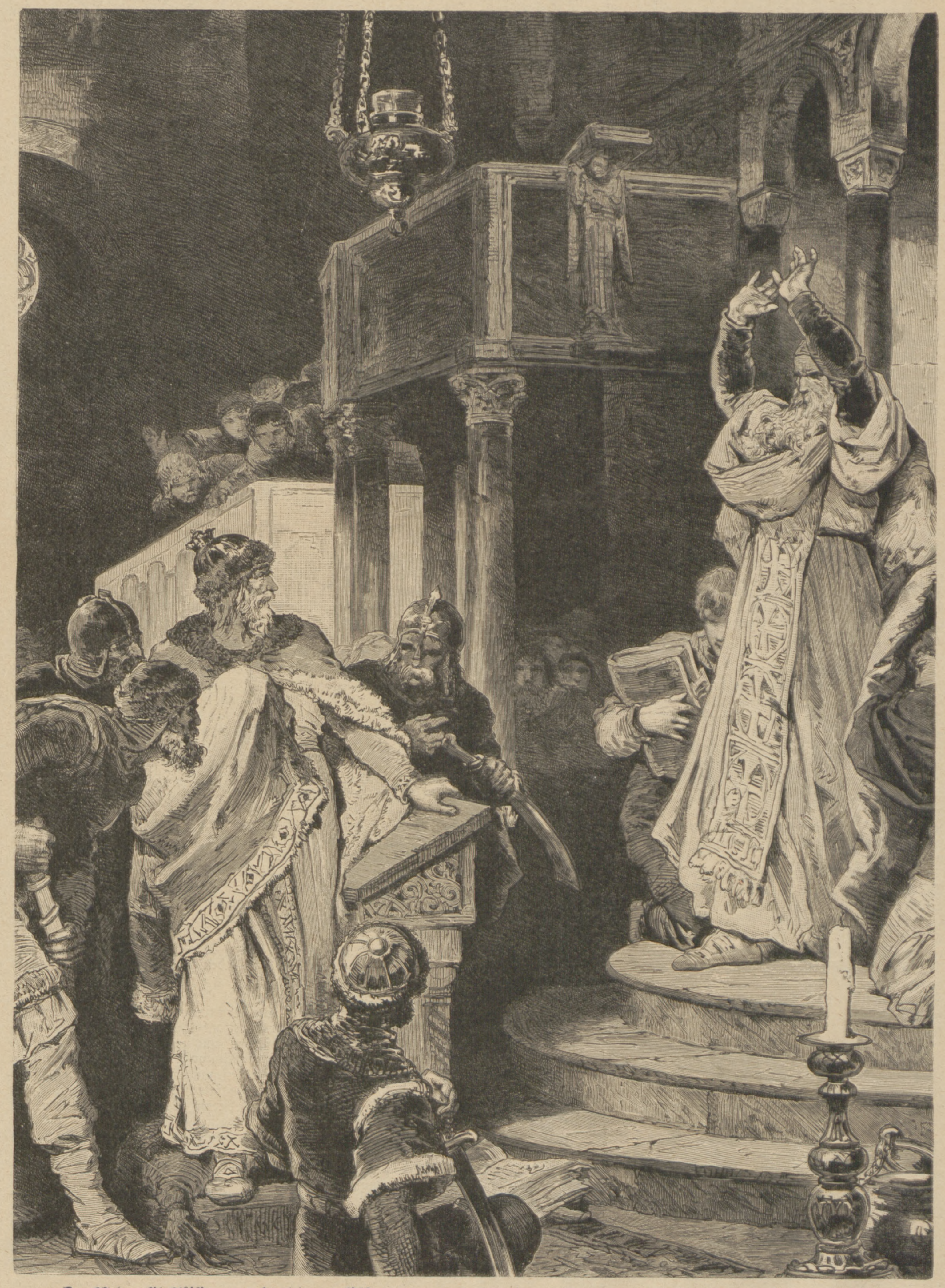
„Wilhelm!" rief sie. „Wilhelm! Bist Du's denn wirklich?"

„Ist's möglich! Grethe . . Du?"

Die Pfeife flog in weitem Bogen in's Gebüsch, und im nächsten Momente lagen die beiden jungen Leute einander in den Armen.

„Aber wo kommst Du so unverhofft her?" fragte Grethe endlich, indem sie sich mit sanfter Gewalt losmachte.

„Unverhofft? Hat euch Puscholz nicht neulich meine Grüße bestellt?"



Der Metropolit Philipp verweigert dem russischen Zaren Iwan dem Grausamen wegen seiner Unthaten den Segen. (S. 315)

„Puscholz? Der hat kein Wort gesagt. Dem wird's auch am wenigsten recht sein, daß Du wieder da bist. Denn gerade heraus, Wilhelm: Puscholz geht mir schon so lange nach, wie Du unter den Soldaten steckst."

„Potz Mohrenelement! Deshalb also kannte er mich nicht gleich, als ich nach der Rückkehr aus dem Feldzug in Halle mit ihm zusammentraf. Na warte, Racker! . . . Jetzt aber komm, Liebste. Wir wollen erst einmal hören, was Dein Vater sagt."

Das junge Mädchen schwang hurtig den gefüllten Korb auf den Rücken, und dann wanderten die Beiden in regem Gespräch dem Dorfe zu. Und ein stattliches Paar war's, dieser ehemalige Waldhüter Wilhelm Stein, der zur Strafe für eine vorlaute Antwort vor zwei Jahren in den bunten Rock gesteckt worden war, und seine Grethe Dillig, die Schulzentochter von Kühnau — das mußte ihnen der Neid lassen. Das sagte sich auch Grethens Vater, der Ortsschulze Dillig, und kam daher dem Heimgekehrten mit solcher Freundlichkeit entgegen, daß diesem sichtlich das Herz dabei aufging. Zwischen Grethe und dem Alten am großen Familientische sitzend, begann er nun seine Erlebnisse zu erzählen von der Stunde ab, wo man ihn auf Befehl des Fürsten Leopold zum Regiment geschafft hatte, bis zu dem Tage, an welchem er nach dem glorreichen Feldzuge gegen die Schweden wieder in die Garnisonstadt Halle zurückgekehrt war. Freilich mußte er sich häufig unterbrechen, denn die Stube füllte sich nach und nach mit neugierigen Bekannten, die ihn zu begrüßen kamen, aber der Wirkung seiner Erzählung that das keinen Eintrag, und als er endlich den Dukaten vorwies, den der alte Dessauer ihm für sein Verhalten bei der Erstürmung einer Schanze auf Rügen geschenkt hatte, da kannte das Staunen und die Bewunderung der braven Kühnauer kaum noch eine Grenze.

„Höre, Wilhelm, daraufhin kann Dir der Abschied gewiß nicht mehr entgehen," bemerkte einer der Bauern. „Nun sieh' nur zu, daß Durchlaucht Dir auch die hiesige Stelle wiedergibt."

„Denn je eher wir Puscholzen los werden, um so besser ist's," fügte ein Anderer hinzu.

„Das stimmt!" riefen die Uebrigen einhellig.

„Ja, Freunde hat Puscholz sich hier nicht gemacht," bestätigte der alte Dillig. „Und mir sollte es aus mehr als einem Grunde recht sein, wenn nächstens drüben im Försterhause geräumt werden müßte."

„Danke schön für die gute Meinung, Schulze Dillig!" schrie in diesem Augenblicke eine höhnische Stimme zum offenen Fenster herein. „Bevor aber Euer Schwiegersohn meine Erbschaft antritt, werdet Ihr erst noch Euer Kerbholz zu bereinigen haben. Merkt Euch das!"

„Und Du, Puscholz, merke Dir: ‚Der Horcher an der Wand, hört seine eigene Schand'!'" rief Stein mit schallender Stimme zurück, während man den Förster mit schweren Tritten sich entfernen hörte.

Dieser Zwischenfall zeigte indessen, daß Puscholz mindestens ebenso gefürchtet, wie verhaßt war, denn die Bauern machten sich jetzt kleinlaut einer nach dem andern aus dem Staube. Aber auch den Grenadier mahnte die sinkende Sonne zum Aufbruch, und so stellte er nunmehr dem Schulzen ohne Umschweife die Frage, die zu thun er gekommen war: ob Dillig ihn zum Schwiegersohn annehmen wolle.

„Sobald Du Brod für die Grethe hast, von Herzen gern," war des Alten Antwort. „Aber Du weißt nun, Wilhelm, wen Du gegen Dich hast. Puscholz wird gewiß nächster Tage beim Fürsten zur Anzeige bringen, daß ich am Seegraben einige Heckenbuchen ausgerodet habe, die ich irriger Weise für mein Eigenthum ansah, und wenn er dabei Gelegenheit findet, auch auf Dich zu sprechen zu kommen, so wird er es schon so zu drehen wissen, daß Du weder Deinen Abschied noch eine Stelle erhältst. Darauf aber kommt für Dich und die Grethe Alles an."

„Um so mehr muß ich mich also beeilen, dem Ohrenbläser zuvorzukommen," entgegnete Stein. „Lebt deshalb wohl für heute, Vater. Leb' wohl, Grethe." . . .

Mit dem festen Entschlusse, sein Entlassungsgesuch schon morgen einzureichen, marschirte der Grenadier nach Dessau zurück. Das Glück wollte auch, daß er noch am selben Abend mit dem Sergeanten Wirbitzky zusammentraf, der ihm für ein Achtgroschenstück das Muster eines vorschriftsmäßigen Abschieds-, Ehekonsens- und Anstellungsgesuches anfertigte, und schon am folgenden Nachmittage vermochte Stein das schicksalschwere Schriftstück bei der fürstlichen Kanzlei einzuliefern.

Am andern Morgen kleidete er sich mit ganz besonderer Sorgfalt an, denn er hatte zwischen acht und neun Uhr die Wache am Schloßportal und erwartete mit gutem Grunde, bei dieser Gelegenheit vom Fürsten angesprochen zu werden. In der That hatte er seinen Posten kaum bezogen, als Fürst Leopold schon aus der Vorhalle auf den Hof trat und mit scharfem Auge den Beklommenen musterte.

„Grenadier Stein!"

Mit präsentirtem Gewehr trat Stein drei Schritte vor. Im selben Momente aber jagte auf schäumendem Pferd ein Stafettenreiter in den Hof und lenkte Leopold's Aufmerksamkeit von unserem Helden ab.

„Hierher, Kurier!" rief der Fürst.

Der Reiter sprang eiligst aus dem Sattel, salutirte und überreichte mit den Worten: „Dienst des Königs, Euer Durchlaucht," ein großes, versiegeltes Schreiben, das Leopold stehenden Fußes erbrach.

„So so . . . also schnellstens nach Berlin kommen . . . Inspektionsreise mitmachen . . . Stettin besuchen . . ." murmelte er stoßweise vor sich hin, während er den Inhalt überflog. „Neumann!" schrie er dann nach seinem Kammerdiener in die Vorhalle hinein und fuhr gleich darauf zu dem Eilboten gewendet fort: „Was weiter?"

„Dies hat man mir für Euer Durchlaucht in Magdeburg mitgegeben," berichtete der Kurier, ein zweites Schreiben überreichend, das gleichfalls auf der Stelle erbrochen wurde.

„Dacht' ich's doch: Fischer, Festungsingenieur!" rief Leopold ärgerlich, nach der Unterschrift sehend. „Will natürlich wieder Holz haben — richtig! reines Buschholz sogar! Ich glaube, der Kerl hat auf meine Unkosten eine Zahnstochermanufaktur da unten angelegt. Denkt der Schafkopp etwa, ich soll extra für seine Faschinen Dornsträucher wachsen lassen? . . . He, Neumann!"

„Durchlaucht befehlen?"

„Den Wagen fertig halten — ich reise um elf Uhr nach Berlin. Und schicke mir sofort Miritzen auf die Stube."

„Mit Verlaub, Durchlaucht, Miritz hat für heute Urlaub erhalten und ist zur Hochzeit seiner Nichte nach Wörlitz gefahren," bemerkte der Lakai.

„Schwerenoth!" schrie Leopold, ärgerlich mit dem Fuße stampfend. „Da futtert man den Kerl jahraus jahrein, und wenn man ihn braucht, schafft er sich eine heirathsfähige Nichte an und geht schlampampen! Daß sein Fürst sich inzwischen die Pfoten abschreiben muß bis an den Musikantenknochen, das ist dem Nichtsnutz höchst egal."

Und in höchsten Unmuthe kehrte Leopold in das Schloß zurück. Jener Miritz war nämlich sein Sekretär, da Leopold selber bei seinem ausgeprägt feindseligen Verhältniß zur Kalligraphie wie zur Orthographie sich nur im höchsten Nothfalle und dann mit sehr zweifelhaftem Erfolge der Arbeit des Schreibens unterzog. War es doch bei wichtiger Gelegenheit vorgekommen, daß er seine eigene Handschrift nicht hatte entziffern können! Sein Unmuth über die Abwesenheit des unentbehrlichen Miritz war daher sehr natürlich, und Stein gab von diesem Augenblicke ab jede Hoffnung auf einen günstigen Erfolg seines dreifachen Gesuches auf. Ja, es überschlich ihn eine Art Grauen, als er eine halbe Stunde später den Fürsten in aufgebrachtem Tone dem Lakaien auftragen hörte, dem Sekretär bei seiner Rückkunft einen „Wisch" zu behändigen und ihm die pünktlichste Ausführung der darauf vermerkten Befehle einzuschärfen, und mit schwerem Herzen sah er den Fürsten zwei Stunden darnach in den Wagen steigen und zum Thore hinausrollen. Jetzt war an keine persönlichen Vorstellungen mehr zu denken und sicher Alles verloren.

— — — — — — — — — — —

Doch unverhofft kommt oft. Das sollte am andern Tage zunächst Wirbitzky erfahren, der wegen einer gewissen kleinen Schwäche für die Branntweinflasche nicht gerade in des Fürsten besonderer Huld und Gnade stand. Wirbitzky erhielt nämlich ein Kanzleischreiben behändigt, des Inhalts, daß Seine Durchlaucht mit seiner Schreibkunst wohlzufrieden sei und ihm deshalb eine Anweisung auf zehn Klafter Holz zu gewähren geruht habe — die gewöhnliche Form, in welcher Fürst Leopold seinem Wohlwollen Ausdruck zu geben pflegte. Dem Sergeanten aber kam die Sache doch nicht recht geheuer vor, er stülpte daher die Blechmütze auf und begab sich zum Quartiere Stein's.

Stein jedoch befand sich bereits auf dem Wege nach Kühnau, nicht nur den Abschied, sondern auch den Heirathskonsens und die Bestallung als Förster von Kühnau in der Tasche — das Alles war ihm zu seiner höchsten Ueberraschung schon am Mittage von der Kanzlei aus zugestellt worden! Nicht minder freilich überraschte ihn in Kühnau die Nachricht, daß Puscholz von vier Grenadieren abgeführt worden sei, ohne daß man wisse, warum und wohin — aber was kümmerte ihn jetzt das Schicksal des Nebenbuhlers! Der Heirathskonsens enthielt den Vermerk, daß Seine Durchlaucht die Hochzeit möglichst beschleunigt zu sehen wünsche, und da gab es also an ganz andere Dinge zu denken.

Auch eine am folgenden Tage einlaufende Verfügung, laut welcher Dillig zur Strafe für unbefugtes Baumroden zu Michaelis fünfzig Stück daumstarke Seimkuchen nach Dessau liefern sollte, störte die glückliche Stimmung im Schulzenhaus in Kühnau nicht. Und so wurde denn nach vier Wochen fröhliche Hochzeit gefeiert, und dem jungen Paare blieb vorerst nur noch der eine Wunsch, baldigst dem Schöpfer seines Glücks den schuldigen Dank abstatten zu dürfen.

* * *

Doch Fürst Leopold blieb länger fern, als man erwartet hatte. Schon begannen die Blätter sich zu färben, und noch immer verlautete nichts von seiner Heimkunft. Frau Grethe Stein aber verwandte dessenungeachtet auf die Herstellung der Straf-Honigkuchen die größte Sorgfalt, und sie that klug daran. Denn als Dillig sich pünktlich am Morgen des Michaelistages zur Ablieferung der Kuchen auf dem Schlosse zu Dessau einfand, da war der Fürst über Nacht eingetroffen und kam dem Alten schon auf dem Hofe entgegen.

„Was bringst Du denn da angeschleppt?" fragte er, neugierig den Deckelkorb musternd.

„Die Seimkuchen, Durchlaucht."

„Seimkuchen? . . . Zeig 'mal! . . . Hm, das sieht ja ganz eßbar aus. Was kostet denn da das Stück?"

„Unter drei Groschen gewiß nicht, Durchlaucht.“

„Drei Groschen?“ rief Leopold entsetzt. „Und solche unvernünftig theure Waare wagst Du hier in's Schloß einzuschmuggeln, niederträchtiger Gaudieb Du?“

„Aber Durchlaucht haben doch befohlen —“

„Ich befohlen?“

Dillig zog nun eiligst das Strafmandat aus der Tasche. Leopold las, stutzte, las nochmals und brach dann in ein schallendes Gelächter aus.

„Das ist denn doch noch nicht dagewesen!“ rief er unter fortwährendem Lachen. „Fünfzig daumstarke Seimkuchen! . . . Da hat Dich Miritz in seiner Dummheit eklig geleimt, Alter! Aber trag nur Deine Kuchen in die Küche — ich werde die Sache schon noch richtig machen.“

Und während Dillig ziemlich verdutzt nach der Küche marschirte, begab Leopold sich geraden Wegs in die Kanzlei.

„Miritz!“

„Durchlaucht?“

„Schlag 'mal in Deinem Schmierbuch nach, welche Strafe dem Dillig in Kühnau zudiktirt wurde.“

„Zu Befehl, Durchlaucht. Hier: 17. Juni 1716. Mandat an Dillig, Kühnau. Hat zu Michaelis fünfzig daumstarke Seimkuchen zu liefern, wegen unbefugten Rodens.“

„Recht nett,“ grinste Leopold. „Hast Du vielleicht noch mehr solche Kuchenmandate in die Welt gesetzt? Lies doch 'mal weiter.“

„Unterm selben Datum,“ las Miritz vor. „Ordre an Lieutenant v. Tacke. Soll sofort den Förster Puscholz in Kühnau aufheben und nach Magdeburg bringen lassen. Dazu ist vermerkt: Ausgeführt am 18. Juni, 11 Uhr Vormittags.“

„Was?“ schrie Leopold, außer sich vor Erstaunen. Und nach einer kurzen Pause setzte er mit unheimlicher Ruhe hinzu: „Wie in aller Welt bist Du auf den verrückten Einfall gekommen, den Puscholz auf die Festung zu schicken?“

„Die schriftliche Anweisung Eurer Durchlaucht“ — stammelte der Sekretär, den ihm seiner Zeit von dem Kammerdiener zugestellten Zettel hervorholend.

„Lies den Wisch vor!“ donnerte der Fürst, sich mit verschränkten Armen gegen die Wand lehnend.

Im Bewußtsein seiner gerechten Sache räusperte sich Miritz und las dann in genauem Anschluß an die Orthographie seines Herrn und Meisters wie folgt:

„Dillig in Kienau soll zu Michelis fufzig daumstarke Seimkuchen liebern, weil er ein Spitzbube is und Bäume ausrodet, die seinem Fürsten gehören.

Puscholz wird sofort von Kienau uff Citadelle Magdeburg geschafft, damit der Quängelfritze da unten zu Ruhe kommt.

Grenadier Stein. Abschied — kann unter keenen Umständen gewehrt werden. Heirathen — soll man machen, daß er seine Grethe an Hals kricht. Anstellung — soll er haben, sobald der in Kühnau ab is.

Uebrigens Sergeant Wirbitzky zehn Klafter Holz vor seine Schmiererei — aber ganz im Stillen.“

„Miritz,“ fragte jetzt der Fürst in einem Tone, der sehr bedenklich dem Knurren des gereizten Löwen glich — „Miritz, steht da wirklich: zehn Klafter Holz?“

„Die Worte sind freilich nicht ausgeschrieben, Durchlaucht. Es heißt nur: zehn K. H.“

„Und Du vermaledeiter Quatschkopp bildest Dir ein, das müsse zehn Klafter Holz bedeuten?“ brach Leopold jetzt mit jener Stimme los, die im Schlachtgewühl den Donner der Geschütze überbrüllte. „Herr Gott, ich drehe Dir noch das Genick ab, Kerl infamer!“

Damit war er dem armen Miritz schon dicht auf den Leib gerückt, und es wäre jetzt für den Sekretär ein recht schmerzlicher Augenblick gekommen, hätte sich nicht im selben Momente die Thür aufgethan. Zweifelsohne durch den Lärm herbeigelockt, erschien die Fürstin Anna Luise auf der Schwelle.

„Leopold!“

Nichts besaß größere Gewalt über den alten Dessauer als Blick und Stimme seiner geliebten Annaliese. Auch diesmal bezwang er sich fast augenblicklich.

„Komm her, Annaliese,“ sagte er mit einem heroischen Anlauf zum Lächeln. „Miritz will 'mal wieder kein Deutsch verstehen. Thu mir den Gefallen und lies ihm diesen Zettel vor.“

Damit reichte er der Fürstin das verhängnißvolle Blatt, und Anna Luise zierte sich nicht lange, sondern las — genau dasselbe wie Miritz!

Jetzt aber war's mit Leopold's Kräften zu Ende. Er hielt sich die Ohren zu und seufzte schwer auf.

„Aber mein Gott, was ist Dir?“ rief die Fürstin. „Ich sehe doch in alledem kein Unglück.“

„Aber ich seh's!“ entgegnete Leopold ärgerlich. „Himmelschreiend ist es geradezu! Ich befehle, Dillig soll fünfzig Hainbuchen liefern für die Hecke im Park, und statt dessen schleppt nun der graue Sünder mir fünfzig Seimkuchen in's Haus . . . Ich befehle, dem verflixten Fischer zu Magdeburg Buschholz zugehen zu lassen, und Miritz schickt statt dessen den armen Puscholz auf die Citadelle und läßt ihn für nichts und wieder nichts die Karre schieben. — Ich befehle, dem Stein kann der Abschied nicht gewährt werden, ihr aber düftelt heraus: der Abschied kann ihm nicht gewehrt werden und laßt den Kerl mir nichts dir nichts laufen. — Betreffs der Heirath rathe ich dem Stein, er soll keine Gräte in Hals kriegen, ihr aber macht daraus: er soll seine Grethe an Hals kriegen — die Beiden sind nun natürlich Mann und Frau, und der Deibel mag's versuchen, sie wieder auseinander zu bringen! . . . Das dicke Ende aber sitzt wie immer hinten. Ich diktire dem Wirbitzky zehn Kantschuhiebe, und ihr, ihr schenkt dem Saufbruder zehn Klafter Holz, damit er sich vollends zu Tode säuft. Wahrhaftig, wem bei der Geschichte nicht die Haare zu Berge stehen, der hat keine!“

Die Fürstin hatte während dieser Auseinandersetzung mit unglaublicher Selbstüberwindung ihren Ernst behauptet. Um so leichter wurde es ihr nun, den Erzürnten durch den Hinweis auf die allwaltende Vorsehung, die auch hier die Hand im Spiele habe, allmälig zu besänftigen. Nur als Stein sich am Nachmittage im Schlosse einfand, um seinen Dank abzustatten, da wallte Leopold's Zorn nochmals auf und ingrimmig ließ er dem Bestürzten hinaussagen: er möge sich gefälligst zum Teufel scheren und sich nicht unterstehen, seinem Fürsten ungerufen vor Augen zu kommen.

Das war freilich ein Donnerschlag für das junge Paar, denn wie durfte bei fortdauerndem Unwillen des Fürsten an eine gedeihliche Zukunft gedacht werden? Doch Stein verlor darum den Muth nicht. Er rechnete auf irgend einen glücklichen Zufall, der ihm die Gnade des Gebieters wiedergewinnen sollte, und diese Hoffnung sollte in der That nicht zu Schanden werden.

Zu Anfang November kam der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. nach Dessau, um den weitberühmten Parforcejagden beizuwohnen. Gerade am St. Hubertustage nun führte das Jagen die Herrschaften in das Kühnauer Revier, und am Ufer des schönen Kühnauer See's wurde der Hirsch gestellt und das Halali geblasen. Schon im Begriff, wieder zu Pferde zu steigen, um zum Hubertusmahle nach der Stadt zurückzukehren, vermißte der König plötzlich seine kostbare Hutspange. Fast gleichzeitig aber meldete sich auch schon einer der Forstleute mit dem werthvollen Funde, und Friedrich Wilhelm griff ausnahmsweise bereits in die Westentasche, als Fürst Leopold, den glücklichen Finder erkennend, plötzlich ausrief: „Was Deibel, Stein! . . . Der Kerl hat wahrhaftig mehr Glück als Verstand!“

„Ei, wer ist der Mann?“ fragte der König.

„Der Mann da?“ entgegnete Leopold ingrimmig. „Das ist der Förster wider meinen Willen, aber von wegen meiner Handschrift.“

Man belachte natürlich diese wunderliche Bezeichnung, und Leopold mußte versprechen, bei Tafel die Geschichte „von wegen seiner Handschrift“ zum Besten zu geben. Das geschah denn auch, und das herzhafte Gelächter der Zuhörer söhnte den Fürsten vollends und für immer mit seinem Förster aus.

Stein selber wurde noch in der Folge als einer der besten Schützen und nicht minder wegen der Fertigkeit berühmt, mit der er sich im blühendsten Jägerlatein auszudrücken wußte. Stundenlang konnte er staunenden Zuhörern haarsträubende Abenteuer aus den anhaltischen Urwäldern erzählen, und wenn dann nach seinem Weggange ein Neuling fragte: „Wer ist eigentlich dieser joviale Mann?“ so erhielt er im Chor zur Antwort: „Was, den kennen Sie nicht? Das ist ja doch der Förster von wegen der Handschrift Seiner Durchlaucht!“

---

## Mannigfaltiges.



**Des Sultans Frauenwahl.** — Noch im vorigen Jahrhundert war das Oberhaupt des türkischen Reiches, der Sultan, gezwungen, sich in jedem Jahre eine neue Frau zu wählen. Ob jung oder alt, krank oder gesund, das Gesetz des Landes verpflichtete ihn alljährlich zu einer neuen Wahl. Diese fand in der Geburtstagsnacht des Propheten statt, welche die Türken Kedir Gegessi nennen. Die ursprüngliche Sitte war, daß in dieser Nacht Mädchen aus allen Klassen Gelegenheit finden sollten, den Sultan zu sehen und von ihm gesehen zu werden; zuletzt aber bedurfte es sehr großen Einflusses, politischen wie finanziellen, um die Palastbeamten zur Zulassung eines Mädchens zu veranlassen, und die ärmeren Klassen waren damit so gut wie ganz ausgeschlossen. Die Beamten empfingen Bestechungen und Geschenke von Eltern und Vormündern, und machten sich jedes Jahr zur Zeit der Wahl ein ganz hübsches Vermögen. Dem Sultan Mustapha (1757—1774) kam dies endlich zu Ohren, und er weigerte sich, eine Frau unter Jenen auszuwählen, welche ihm vorgestellt wurden. Er durchbrach vielmehr den Kreis und wählte ein armes Mädchen, das Blumen verkaufte, zum Erstaunen der anwesenden Beys und Paschas. Nach diesem Ereigniß thaten die Beamten mehrere Jahre hindurch gewissenhaft ihre Pflicht, indem sie wirklich nur die hübschesten Mädchen auswählten, ohne sich um die Stellung oder den Einfluß ihrer Eltern zu kümmern.

Die Zahl der vorzustellenden Schönen war Hundertundeins, und die Palastbeamten gaben ihre Instruktionen, wie sie sich zu kleiden hatten. Das Kleid bestand aus einem langen weißen Leinengewande, nach römischer Art über die Schultern geworfen; dazu Sandalen an den Füßen. Die Toilette konnte also die Blicke des Sultans nicht bestechen oder verwirren. Schmucksachen waren nicht gestattet.

In der Nacht der Ceremonie begab sich der Sultan zu Pferde nach der Suleimanije-Moschee auf der Stambulseite am „Goldenen Horn“, begleitet von allen hohen Palastbeamten, Ministern und Paschas. Auf einer Estrade befand sich ein Pavillon von scharlachrothem Sammet mit Gold gestickt, und in diesem befanden sich der Scheich-ül-Islam und der Thronerbe, während rings um die 101 Mädchen in einem geschlossenen Kreise standen und jede ein Handtuch hielt. Nach einem kurzen Gebet näherte sich der Thronerbe dem Souverän und bot ihm knieend zwei Tauben mit der Bitte, sie dem Allmächtigen zu opfern und dessen Beistand anzurufen zur Wahl unter den umstehenden

Mädchen, damit die Gewählte ein treues Weib, eine liebende Mutter, eine Zierde der Krone und ein Beispiel für andere Frauen werde. Der Sultan nahm dann ein Messer und opferte knieend die Tauben, die Hilfe des Propheten anrufend. Dann erhob er sich und wusch seine Hände in einer goldenen Schüssel, die der Scheich-ül-Islam hielt.

Seine Majestät aber hatte gewöhnlich keine große Eile, die Waschung zu beenden. Im Gegentheil ging er dabei meist sehr langsam vor, indem er die hübschen Mädchen aufmerksam betrachtete. Die Entscheidung konnte auch nicht so leicht sein, da Alle sehr schön und anmuthig waren; manches kleine Herz mochte heftig schlagen, während die Rundschau vor sich ging. Von manchem Sultan wird erzählt, daß er eine ganze Stunde lang die Hände wusch, während Andere in wenig Minuten ihre Wahl trafen. Hatte er endlich seinen Entschluß gefaßt, so ging er zu der Erwählten, aus deren Händen er das Handtuch nahm und sich abtrocknete. Sofort wurde das zitternde Mädchen, welches durch diesen Akt die Gemahlin des Höchsten in diesem Lande geworden, nachdem ihr ein Schleier übergeworfen war, in einen bereitstehenden Wagen gebracht, dessen Fenster von dunklem Glase waren und der nach dem Palaste jagte. Darauf nahm der Sultan die Gratulation seiner Beamten zu der weisen Wahl entgegen und ritt dann unter den Klängen der Militärmusiken und dem Jauchzen des Volkes nach dem Serail zurück. [M. L—l.]

**„Mit nichten!“** — Der erste Hohenzoller, der 1415 in die Mark Brandenburg kam und hier das Geschlecht der späteren Preußenkönige begründete, war früher bekanntlich Burggraf von Nürnberg. In dieser Stellung aber hat sich jener Burggraf Friedrich VI. (als Markgraf von Brandenburg Friedrich I.) keineswegs besonders mit den Nürnbergern vertragen, ja auch später, als die Hohenzollern längst schon nicht mehr in Nürnberg residirten, dauerten die Streitigkeiten zwischen dem Rath der Stadt und den Hohenzollern respektive deren Vertretern in der Burg fort. Das 15., 16. und 17. Jahrhundert waren diejenigen der Formalitäten im diplomatischen Verkehr, und eine der lächerlichsten Formalitäten dieser Art wurde in Nürnberg alljährlich einmal aufgeführt, bei welcher ein Vertreter des Markgrafen von Brandenburg und später des Kurfürsten die Rechte seines Herrn wahren wollte und umgekehrt die Rathsherren von Nürnberg wieder durch eine Formalität ihr eigenes Recht zu wahren gedachten. In der Nähe von Nürnberg liegt der Ort Baiersdorf. Infolge der verschiedenen Verträge und Ankäufe, die zwischen dem Rath der Stadt und den Hohenzollern stattgefunden hatten und durch deren einen sich die Bürgerschaft auch 1427 um den Preis von 120,000 Gulden in Besitz der Nürnberger Burg gesetzt hatte, war von den brandenburgischen Juristen herausgeklügelt worden, daß die Baiersdorfer, unabhängig von Nürnberg, zu Brandenburg gehörten, und daß im Gegentheil die Stadt Nürnberg von Baiersdorf abhängig sei. Alljährlich einmal erschien nun ein Abgesandter des brandenburgischen Kurfürsten, welcher die Baiersdorfer in ihrem Orte auf das Reichste bewirthete. Dann zogen sie gen Nürnberg, machten vor der Stadtmauer Halt und stellten sich hier in einem großen Halbkreise auf, mit dem Gesicht der Stadt zugewendet. Der Herold zog aus seiner Brieftasche ein Pergament und begann vorzulesen: „Der großmächtige Kurfürst von Brandenburg, Burggraf von Nürnberg, mein und euer gnädigster Herr —“ Weiter kam der Gesandte nicht. In dem Augenblicke nämlich, in dem er das „euer“ aussprach, tönten von der Stadtmauer herab, im Chor laut gerufen, die Worte: „Mit nichten, mit nichten!“ — Hinter jeder Schießscharte und Mauerluke stand nämlich ein Rathsherr in voller Amtstracht, dessen Aufgabe es war, in dem Augenblicke, in welchem der Herold die betreffende Stelle vorlas, öffentlich Protest gegen die Herrschaft des Burggrafen von Hohenzollern zu erheben. War dieser welterschütternde Protest vorüber, so las der Herold nicht weiter, sondern steckte sein Pergament wieder ein und zog mit den Baiersdorfern von dannen. Diese merkwürdige Prozedur soll noch stattgefunden haben, als die Markgrafen von Brandenburg schon längst Könige von Preußen geworden waren. [O. Kl.]

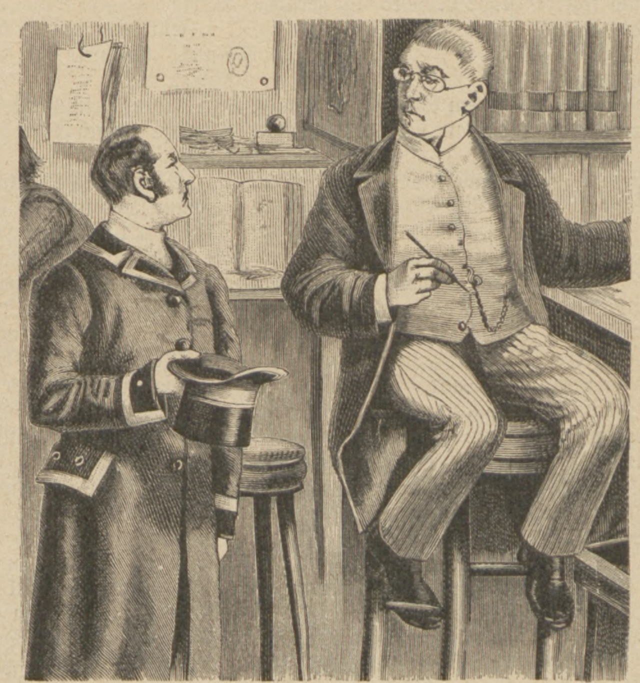
## Humoristisches.



Aus der Instruktionsstunde.

Unteroffizier: Was geschieht also, wenn der Herr Hauptmann zu euch in's Zimmer tritt? — Nun, Huber?

Rekrut: Er schimpft.



Schwarz auf weiß.

Diener: Herr Justizrath, der Herr Baron schickt mich her, ich soll fragen, wie's mit seinem Prozeß steht.

Justizrath: Ja, der ist noch nicht entschieden.

Diener: Der gnädige Herr hat aber gesagt, er müßt' heute 'mal was Bestimmtes haben — schwarz auf weiß.

Justizrath (zu seinem Schreiber): Stellen Sie die Kostenrechnung auf.

### Bilder-Räthsel.




Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 39:
Dürftigen mangelt viel, Habsüchtigen alles.

### Logogriph.

Im lieben deutschen Vaterlande
Nenn', Leser, ein Gebirg' ich Dir.
Fügst Du mit richtigem Verstande
An meinen Kopf zwei Zeichen mir,
Bin ich ein Ungethüm,
Das in die Seele frißt
Und Dir oft lästig ist.
Rath'! Wenn Du mich gefunden,
Hast' Du zur selben Frist
Mich glücklich überwunden. [Adolf Nagel.]

Auflösung folgt in Nr. 41.

### Scherz-Räthsel.

Man schreibt mich mit fünf Zeichen.
Beliebt's euch, eins zu streichen,
Behaltet für und für
Auch eins nur übrig ihr! [E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung der Charade von Nr. 39:
Lebewohl.



Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung, Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.